

Kritik der Fremdwörter-Bewegung

Autor(en): **Tappolet, E.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **21 (1918-1919)**

PDF erstellt am: **30.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-749205>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

KRITIK DER FREMDWÖRTER-BEWEGUNG

Der Philologe pflegt seinem Forschungsobjekt, dem Sprachgebrauch, kühl und abwartend gegenüber zu stehen. Es gibt aber Zeiten, wo er aus seiner Reserve herauszutreten sich veranlasst sieht, Zeiten, wo ihm der Sprachgebrauch seiner Heimat unter fremder Einwirkung Irrwege einzuschlagen scheint, vor denen zu warnen er kraft seiner beruflichen Einsicht eher als andere in der Lage ist.

Aus solchen Regungen heraus möchte ich hier zum Kampf gegen die Fremdwörter in der Schweiz Stellung nehmen.

Denn es gibt tatsächlich seit einigen Jahren eine *schweizerische Fremdwörterfrage*.

1916 erhielt ich eine Einladung zu einem Vereinsausflug: „Versammlung 7 Uhr Schalterhalle. *Rückfahrkarte* nach Laufen“. Wir sagen und schreiben *Retourbillet*. Der Verlag einer internationalen Monatsschrift, die in Basel erscheint, richtet sich an seine Abonnenten, die er *Bezieher* nennt, mit der Bitte *die Bezugsgebühr* für 1918 zu entrichten. In den *Basler Nachrichten* stand zu lesen: „... auf dem Lande hat kein *Erzeuger* sich irgendwelche Beschränkungen aufzuerlegen“ (1917, 29. Dez.) *Honny soit qui mal y pense*. Gemeint war der *Produzent*. Wir haben es alle miterlebt, wie z. B. im Vereinsleben gewisse deutsche Termini das übliche Fremdwort zu verdrängen suchen. So fängt man an zu sagen: *Satzungen* (Statuten), *Ortsverein* (Sektion), *Vorsitzender* (Präsident), *Schriftführer* (Aktuar) u. a.

Bei all diesen Beispielen kann es sich nicht um zufällige Sprachlaunen handeln, es ist *System* darin, es steckt eine allgemeine Bewegung dahinter. Es ist eine Mode, die man unbesehen mitmacht. Wie allbekannt, stammt sie aus Deutschland. Wir müssen sie kurz skizzieren.

Durch die Gründung des deutschen Reiches wurde das Selbstbewusstsein des deutschen Volkes mächtig gehoben. Eine Folge davon war die erhöhte Aufmerksamkeit, die man dem gemeinsamen Band, der deutschen Schriftsprache, angedeihen ließ. So entstand der „Allgemeine deutsche Sprachverein“, der 1885 vom Kunsthistoriker

Hermann Riegel gegründet wurde. Laut seiner „Satzungen“ verfolgt er den Zweck, „den echten Geist und das eigentliche Wesen der deutschen Sprache zu pflegen, Liebe und Verständnis für die Muttersprache zu wecken, den Sinn für ihre *Reinheit*, Richtigkeit, Deutlichkeit und Schönheit zu beleben, insbesondere *ihre Reinigung von unnötigen fremden Bestandteilen zu fördern* und auf diese Weise das deutsche Volksbewusstsein zu kräftigen“.

Man sieht, worauf es dem Verein besonders ankommt: 1. die Reinhaltung der Sprache, 2. die Kräftigung des Volksbewusstseins durch das Mittel der Sprache, d. h. neben der rein sprachlichen Aufgabe verfolgt der Verein auch ein *außersprachliches* Ziel.

Dieser Verein entfaltete seit seinem Bestehen eine erstaunlich reiche Tätigkeit: es wurden Vorträge gehalten, Wanderredner angestellt, Versammlungen einberufen, Eingaben verfasst, Preisaufgaben ausgeschrieben; vor allem aber wirkte der Verein durch ein eigenes, gut redigiertes Organ, die *Zeitschrift des Allgemeinen deutschen Sprachvereins*, die nun schon über dreißig stattliche Bände aufweist. Der Verein blüht; 1913 zählte er mit seinen 289 Zweigvereinen über 30,000 Mitglieder und verfügte über ein Vermögen von rund 128,000 Mark.¹⁾ Er hat Einfluss auf Behörden und Körperschaften, er ist besonders gut angeschrieben beim „Alldeutschen Verband“. Von ihm beeinflusst, hat der einst mächtige „Alldeutsche Verband“ in einer Eingabe an die beiden Häuser des preußischen Landtages beantragt, es solle vom preußischen Handelsministerium aus die Bekämpfung der Fremdwörter in Handel und Gewerbe an die Hand genommen werden.

Ferner erfahren wir, dass Professor Moritz Trautmann am alldeutschen Verbandstag einen mit stürmischem Beifall aufgenommenen Vortrag hielt, worin er es als Pflicht des Staates hinstellte, sich der verwilderten Sprache anzunehmen.²⁾ Ein Verein, führt er aus, könne nur warnen und raten, der Staat allein könne verbieten und befehlen. Der Staat als oberster Schulherr habe die Rechtschreibung verbessert, er sei also auch berechtigt, in den Sprachgebrauch einzugreifen, und zwar 1. durch das Mittel der *Schule*, 2. durch Säuberung aller amtlichen Berichte und Schriften; 3. durch Erlass von *Sprachgesetzen*, wonach z. B. öffentliche Anzeigen wie

¹⁾ *Zeitschr. des Allg. d. Sprachvereins*, 29, S. 186.

²⁾ Vgl. Trautmann, *Der Staat und die deutsche Sprache*, 1911.

Inserate, Ladenschilder etc. nur deutschen Wortlaut haben dürfen; 4. durch Errichtung einer staatlichen *Sprachwarte*, von der aus jeder Sprachgebrauch öffentlicher Natur geregelt und gereinigt würde. Die führenden Männer des Sprachvereins soll man zu Beamten einsetzen, auch Österreich und die Schweiz müssten darin vertreten sein.¹⁾

Ist es auch bis heute noch nicht zu einer solchen sprachlichen Polizeibehörde gekommen, so sieht man doch aus diesem Vortrag, wie stark gewisse Kreise des Sprachvereins, unter Anlehnung an politische Machthaber, nach staatlicher Anerkennung ringen.

Trautmann steht mit seiner Beschwörung der Staatsgewalt nicht allein. Noch eindringlicher und gewalttätiger äußert sich E. Engel in seinem wutschnaubenden Büchlein gegen die Fremdwörter *Sprich deutsch* (1917), wo er u. a. sagt: „Gegen die Uebermacht der Welscher (ein Welscher ist jeder, der Fremdwörter braucht) kann nur die noch stärkere Obermacht der öffentlichen Gewalt helfen“ (S. 189) und weiter: „Die Polizei, die jedes Ladenschild auf Länge, Breite, Höhe etc. prüft, die den Bürgern befiehlt, rechts zu gehen und auszuweichen, die überhaupt Herrin der Straße ist, die sollte nicht verbieten dürfen, dass ein Krämer seinen Kram *Maison, Modes, Manteaux* nenne und die deutsche Würde stinkend mache in den Nasen unserer Feinde?“ (S. 191).

Wie sich Engel das Wirken der Sprachpolizei im Schulwesen vorstellt, zeigt folgender Vorschlag zu einem Erlass: „Kein deutscher Lehrer wird angestellt, befördert und — ausgezeichnet (mit Titeln), der sich nicht in Wort (!) und Schrift möglichst reiner deutscher Sprache befleißigt“, und zwar würde sich dieser Erlass auf alle Stufen des Lehrerstandes, vom Volksschullehrer bis zum Hochschullehrer erstrecken! (S. 193). Uns stehen die Haare zu Berg ob solchen Eingriffen in die Persönlichkeit!

Es steckt überhaupt ein titanenhafter Vernichtungswille in diesem Buch, wo Engel mit Ingrimms sein Volk aufpeitscht gegen diesen „Schandfleck auf der deutschen Volksehre“, gegen diese „Geistes-

¹⁾ Nicht gegen den Gedanken an sich, wohl aber gegen die Form der Ausführung wird von einem schweizerischen Mitglied des Sprachvereins Verwahrung eingelegt, diese Sprachwarte dürfe nicht zu einer Reichsangelegenheit gemacht werden, sondern müsse ein privates „Volkssprachamt“ werden, worin gerade die nicht reichsdeutschen Gebiete besonders stark zur Geltung kommen müssten.

schmach“, gegen diese „gemeine, pöbelhaft rohe Sprachschmutzerei“. Er schimpft und geifert — nicht ohne Witz und Behagen — er will dem ahnungslosen Leser so recht den Ekel vor den Fremdwörtern beibringen, nein — suggerieren.¹⁾

Diese deutsche Bewegung hat auch in der Schweiz ihre Wellen geschlagen. Zwar hat der Sprachverein bei uns keinen eigentlichen Zweigverein, wohl aber einen Ableger, der sich „Deutschschweizerischer Sprachverein“ nennt. Er besteht seit 1904 und zählt heute an die 200 Mitglieder, die alle Schweizerbürger sind. Im übrigen stimmen die Statuten auffallend mit denen des „Allg. deutschen Sprachvereins“ überein. Auch der Deutschschweiz. Sprachverein will Liebe und Verständnis für die deutsche Sprache wecken, will „das im Sprachgefühl schlummernde Volksbewusstsein kräftigen“ und der deutschen Sprache zu ihrem Recht verhelfen. Im einzelnen machen sich die Mitglieder zur Aufgabe, „sowohl in der Mundart als in der Schriftsprache, *Reinheit* (d. h. von Fremdwörtern), *Eigenart* und *Schönheit* der deutschen Sprache zu pflegen“.

Was mich von vorneherein abhalten würde, diesem Verein beizutreten, ist seine unberufene Einmischung in den *mundartlichen* Sprachgebrauch. Bis jetzt war es ein unangetastetes Vorrecht der mundartlichen Rede, dass sie sich keinerlei Zwang auferlegen musste. Die Herren vom Sprachverein wollen offenbar auch hier den Fremdwörtern auf den Leib rücken.

Jedem Mitglied wird die *Zeitschrift des Allg. deutschen Sprachvereins* kostenlos zugeschickt. „Sonst steht der schweiz. Verein in gar keiner Verbindung zum deutschen“, betont naiv ein führendes Mitglied, Dr. Aug. Steiger, in seiner Verteidigungsschrift *Pflege und Schutz der deutschen Sprache in der Schweiz*, Basel, Finckh, 1917 (S. 30). Nach dessen Aussage ist die Pflege der deutschen Sprache die Hauptaufgabe, und hier steht zugestandenermaßen die Bekämpfung der Fremdwörter durchaus im Vordergrund.

In dieser Hinsicht hat der Verein *einen* oft erwähnten Erfolg zu verzeichnen. Auf seine Veranlassung empfahl der Bundesrat unterm 2. Dezember 1912 den Departementen, „in allen ihren deutschen Schreiben, Berichten und Erlassen, möglichst auf Rein-

¹⁾ „Es muss Allgemeingefühl werden“, schreibt er in seiner *Deutschen Stil-kunst*, „dass die Fremdwörterei unanständig ist.“

heit der Sprache zu halten und den Gebrauch von Fremdwörtern tunlichst zu vermeiden“.

Diese Mahnung scheint sich die Oberpostdirektion ganz besonders zu Herzen genommen zu haben. Sie wurde „auf einmal sprachpuristisch“, wie ein Postbeamter schreibt,¹⁾ und merzte an die zwanzig Fremdwörter aus.²⁾ „In der neuen Betriebsanleitung für die schweiz. Poststellen“ von 1914 ist nur noch die Rede von *Ortskreis* (Lokalrayon) und *Grenzkreis* (Grenzrayon), von *Fahrschein* (Billet bei Postkursen), *Rückfahrschein* (Retourbillet) und *Abschnitt* (Postcoupon bei Rundreisebilletten), von *Empfänger* (Adressat) oder von *Meldung* (Avis im internen Verkehr zwischen Poststellen). Die präzisen Termini *Passagiergut* und *Zolldeklaration* werden durch die viel allgemeineren Ausdrücke *Reisegepäck* und *Inhaltserklärung* ersetzt. Ist nicht jede Aufschrift auf einem Topf Konfitüre eine „Inhaltserklärung“?

Die Postverwaltung begnügt sich nicht mit der Verdeutschung postalischer Ausdrücke; die Grenzen ihres Machtbereiches überschreitend, versucht sie auch auf den allgemeinen Sprachgebrauch Einfluss zu gewinnen. So tritt sie ein zugunsten von *Abschrift* (Kopie), *Abdruckpresse* (Kopierpresse), *Klebzettel* (Etikette), *Fehlbetrag* (Defizit), *Schlussbetrag* (Saldo). Viele dieser Ersatzwörter werden vom gesunden Sinn der schweizerischen Postbeamten als „verunglückte und geschmacklose Bildungen“ abgelehnt.³⁾ Nicht selten wird ein sogenanntes „Fremdwort“ durch ein tatsächlich „fremdes“ Wort ersetzt. Man wusste, was ein „Lokalrayon“ ist, dem Neuwort „Ortskreis“ steht man verständnislos gegenüber. Was ist da gewonnen? Hier wie in ähnlichen Fällen war die Postverwaltung weder von ästhetischen Rücksichten geleitet, noch vom Streben nach Deutlichkeit beseelt, sondern sie gehorchte mechanisch dem Ruf der Sprachvereine.

Dem Purismus können auch gut eingebürgerte Wörter wie *Billet* zum Opfer fallen. Wie oben bemerkt, ist „Billet“ bereits aus dem Postverkehr gestrichen. Geht es weiter nach den Wünschen

1) *Schweiz. Post-, Zoll- u. Telegr.-Zeitung*, 1914, 230.

2) Außerdem wurde in Bern ein Verzeichnis von ca. 130 fakultativen Verdeutschungen aufgestellt, welche von den Kreisdirektionen dem Personal zur Nachachtung empfohlen werden können.

3) *Schweiz. Postzeitung*, 1914, 24.

der Sprachreiniger, so wird dem „Fahrschein“ die „Fahrkarte“ nachfolgen. Wir bewegen uns auf einer schiefen Ebene.

Von nicht geringerer Tragweite ist der Eingriff der eidg. Verwaltungsbehörden im Falle *Perron contra Bahnsteig*, der in der Presse vielfach erörtert wurde.¹⁾ Es ist Tatsache, dass an den Bahnhöfen von St. Gallen und Pratteln *Bahnsteig* offiziell eingeführt, d. h. auf den großen blauen Tafeln angebracht ist. Nach meinen Erkundigungen in Bern erfolgte diese Änderung auf Verfügungen der Kreisdirektionen in St. Gallen und Basel. Für den neuen Bahnhof in Biel scheint ebenfalls *Bahnsteig* in Aussicht genommen zu sein (das Wort figuriert wenigstens in den Plänen). Mir scheint diese Neuerung bedauernswert.

Da die Sprachvereine nicht müde werden, gerade mit diesem Beispiel die Fremdwörter zu diskreditieren, sei es mir gestattet, etwas näher darauf einzugehen. Es ist in der Tat richtig, dass heute die französische *Schriftsprache* in Frankreich für die Einsteigestelle im Bahnhof nicht *perron*, sondern *quai* oder *trottoir* sagt, es ist aber unrichtig, dass *perron* in dieser Bedeutung überhaupt nicht in französischem Sprachgebiet üblich sei.²⁾ Einmal haben mir eine Reihe persönlicher Erhebungen gezeigt, dass *perron* sowohl beim Eisenbahnpersonal der französischen Schweiz (besonders in der Waadt und im Wallis), als auch sonst in familiärer Rede neben *quai* durchaus gebräuchlich ist. Ein welscher Freund in Lausanne schreibt mir: *écrivis-nous par quel train tu arrives et attends-nous sans bouger sur le perron du train.*

Sodann wird *perron* als Bahnausdruck in Belgien gebraucht (wie mir Herr Sutter, Archivar der Bundesbahnen in Lausanne, freundlichst mitteilte). Von Belgien ist offenbar das Wort über Deutschland³⁾ nach der deutschen Schweiz gekommen. Unser Ge-

¹⁾ Zuletzt von A. Trautweiler, *Neue Zürcher Zeitung*, 28. Juli 1918, 3. Blatt.

²⁾ Das *Eisenbahnwörterbuch* von Julius Rübenach (Wiesbaden 1896²⁾) gibt im Teil I, S. 32 unter „Bahnsteig“ an: *quai, trottoir, perron*. Auch Paul Hirche, *Systematische Sammlung der Fachausdrücke des Eisenbahnwesens* (Bromberg 1882) erwähnt S. 10 das Wort: „*quai, perron, rampe*; zu deutsch Rampe, Bühne, Perron“.

³⁾ Wo es früher allgemein gebraucht wurde, es findet sich auch bei Fritz Reuter als *Parron* und war noch 1901 in der Zusammensetzung *Perrondiener* offiziell anerkannt (*Handbuch der Eisenbahngesetzgebung in Preußen etc.* Berlin 1912, 435).

brauch von *perron* beruht somit nicht auf Unkenntnis des Französischen, *perron* ist durchaus kein Sprachschnitzer, wie uns die Sprachvereinler glauben machen wollen.

Dass das Wort *perron*, das, von *pierre* abgeleitet, ursprünglich eine steinerne Treppe vor dem Haus bezeichnete, die bahntechnische Bedeutung angenommen hat, ist leicht verständlich: es hat eine sog. „Verschiebung“ stattgefunden. Oben an der Steintreppe befand sich ein ebener Platz, eine Plattform, das Ganze hieß *perron*, oft auch vorzugsweise die Plattform bezeichnend.¹⁾

Bei dem Ersatzwort „Bahnsteig“ rühmt man nun dessen Deutlichkeit. Ich kann sie nicht einsehen. Zunächst ist für den, der am Bahnhof die Tafel liest, der erste Bestandteil *Bahn* höchst überflüssig. Bleibt *Steig*, das für den ungebildeten Deutschschweizer ein fremdes Wort ist, im besten Fall bringt er es mit „steigen“ zusammen und denkt sich darunter einen Anstieg, eine Treppe, jedenfalls nicht eine Plattform, von der aus gestiegen wird. Mit Bahnsteig kann ebenso gut die Steintreppe gemeint sein, die von der Unterführung zur Plattform führt, wie die paar eisernen Stufen an beiden Enden des schweizerischen Eisenbahnwagens. Der Ausdruck ist zum mindesten zweideutig und in jedem Fall irreleitend. Bei *Perron* wusste jeder Deutschschweizer, was gemeint war, eben weil jedes Etymologisieren ausgeschlossen war. Zudem kann *Perron* viel leichter als *Bahnsteig* die Plattform an kleineren Bahnhöfen bezeichnen, die keine Unterführung und somit keinen Aufstieg dazu kennen.

Interessant ist es, die Begründung zu vernehmen, mit der die Eisenbahnbehörden die Änderung rechtfertigen. Auf meine Anfrage erhalte ich eine sehr höfliche Antwort, welche lautet: „Weil der Franzose unter *Perron* etwas anderes versteht“. Mit andern Worten, die deutschschweizerische Eisenbahnverwaltung ändert den deutschen Sprachgebrauch mit Rücksicht auf die Welschen! Ob sie uns je dafür Dank wissen werden? Welchem Franzosen würde es einfallen,

¹⁾ So schon bei Boileau im *Lutrin*, 5. Gesang:

 Ils gagnent les degrés, et le perron antique
 Où sans cesse, étalant bons et méchants écrits,
 Barbin vend aux passants des auteurs à tout prix.

Hier bezeichnet das Wort eine Art Trottoir, einen erhöhten Vorraum, wo die Buchhändler ihre Bücher auslegen.

auf das Wort *trinquen*, „mit den Gläsern anstoßen“, zu verzichten, darum, weil der Deutsche unter „trinken“ etwas anderes versteht?

Diesem Hauptargument fügt eine Kreisdirektion noch andere bei: 1. weil das ungeschulte Volk die Fremdwörter nicht verstehe. Ja, so tönt es in den Kreisen der Sprachreiniger! Ein Streit darüber ist müßig, aber *in concreto*: wo ist der eisenbahnfahrende Schweizer, der nicht wüsste, was ein „Perron“ ist? Die Dinge liegen gerade umgekehrt: „*Perron*“ ist dem Schweizer allbekannt, „Bahnsteig“ klingt ihm so fremd wie „Tunke“ für *Sauce*! 2. Weil das Wort „Perron“ mit dem nasalen Schluss schwer auszusprechen sei. Wo steht denn geschrieben, das Wort müsse *französisch* ausgesprochen werden? Das ungeschulte Volk weiß sich in solchen Fällen besser zu helfen als die allzu vorsorgliche Verwaltung zu ahnen scheint: es spricht frischweg *Perrong*, wie in *Salong* oder *Balkong*. Hat je einem Schüler die Stadt *Hongkong* Ausspracheschwierigkeiten bereitet?

Man hat den Eindruck, als operierten da unsere Behörden mit Argumenten, die ihnen zugeflüstert wurden und die sie sich kritiklos zu eigen gemacht haben. So viel über diesen Einzelfall.

Außer der genannten Eingabe an die Bundesbehörden hat der „Sprachverein“ sich 1908 an die Gasthofbesitzer, 1910 an die Kaufleute, 1911 an die Ladeninhaber der Stadt Bern gerichtet mit der eindringlichen Bitte, die Fremdwörter nach Möglichkeit zu ver-deutschen.

Weniger harmlos scheint mir, was ich weiter in der Broschüre von Dr. Steiger lese. Mit offenbarer Zustimmung und Bewunderung sagt er von Deutschland: „es wird jetzt (1916) gewaltig aufgeräumt. Ganze Städte haben unter kräftiger Mitwirkung der Polizei alle fremdsprachigen Ladenschilder entfernen und durch deutsche ersetzen lassen“ (S. 19).

Es gibt also Schweizerbürger, welche solche Gewaltakte befürworten. *Principiis obsta.*

Gegen die Reinigungsbestrebungen dieser Sprachvereine hat sich von jeher die Opposition geregt.

Der erste Angriff erfolgte von Seiten einiger Hochschulprofessoren, dem Literarhistoriker Erich Schmidt, den Historikern Hans

Delbrück und Heinrich von Treitschke, die 1889 zuhanden der Behörden eine von 41 Unterschriften begleitete Erklärung abgaben, worin sie sich dagegen verwarfen, dass die Frage der Entbehrlichkeit eines Fremdwortes durch *Sprachbehörden* entschieden werde.

Des weitern nahmen gegen die Fremdwörterbekämpfung à outrance u. a. Stellung der feinsinnige Schriftsteller und Übersetzer Otto Gildemeister¹⁾ und die bekannten Philologen Friedrich Seiler²⁾, Karl Erdmann³⁾ und Leo Spitzer⁴⁾ in Wien, der mit der Überlegenheit eines geistreich plaudernden Gelehrten den Sprachreinigern ihre in der Kriegshypnose begangenen Sünden vorhält. Der Aufsatz von Erdmann scheint mir das Sachlichste, Vernünftigste und Feinste zu sein, was in neuerer Zeit über diese Frage geschrieben wurde.

Wir beginnen unsere Kritik mit der Feststellung dessen, was die Sprachvereine beabsichtigen. An die Spitze stellen wir den schon 1883 von H. Riegel aufgestellten Grundsatz: *Kein Fremdwort für das, was auf deutsch gut ausgedrückt werden kann.*

Daraus ergibt sich zunächst, dass durchaus nicht *jedem* Fremdwort der Krieg erklärt werden soll. Sogar der radikalste von den Reinigern, Eduard Engel, lässt eine gewisse Anzahl gewähren, bald spricht er von 30, bald von 100, bald von 200, die ihm vorläufig noch schwer entbehrlich scheinen. Es sind meist wissenschaftliche Kunstwörter wie Philosophie, Theologie, Medizin, Logik, Kritik, Religion, Politik, Drama, Lyrik, Tragik, Stil, Prosa, Phantasie, Musik, Maschine u. a. Bezeichnend für Engel und seine Anhänger ist das „vorläufig“. Für sie sind obige Wörter noch zu überwindende Hindernisse, sie lauern nur auf einen glücklichen Einfall, um sie stürzen zu können.

Eine zweite Konzession aller Sprachreiniger betrifft die *Lehnwörter*, d. h. Fremdwörter, die sich eingebürgert haben, die nicht mehr als solche empfunden werden: Mauer, Wein, Kirche, Priester,

1) *Essays I*, S. 203–233.

2) In der Vorrede zu seinem trefflichen Werk: *Die Entwicklung der deutschen Kultur im Spiegel des deutschen Lehnwortes*, Halle 1913.

3) *Besinnliches zum Fremdwörterstreit*, 165. Flugschrift des Dürerbundes, (ohne Jahreszahl).

4) *Fremdwörterhatz und Fremdvölkerhass*, Wien, Manz 1918, von Hugo Schuchardt ausführlich besprochen *Literaturblatt für germ. und roman. Philologie*, 1919, 5–20; ebenso von K. Vossler, *Neuere Sprachen*, 26, 277–278.

Arzt, Uhr. An solchen Wörtern wird ebenso wenig gerüttelt wie in Frankreich an *guerre, garder, gagner, guérir*, die alle germanischer Herkunft sind.

Anders freilich steht es bei Wörtern wie: Natur, Person, Musik, Genie, die zwischen Fremdwort und Lehnwort in der Mitte liegen. Sie sind zweifellos stark eingebürgert, aber in der Betonung, sagt man, tragen sie noch fremden Stempel.¹⁾ Der Sprachreiniger wird sich hier verschieden verhalten, je nach seinem Temperament.

Also: kein Fremdwort für das, was auf deutsch *gut* ausgedrückt werden kann, d. h. weg mit allen *entbehrlichen* Fremdwörtern. Diese Formel klingt sehr einfach und vernünftig. Es ist auch für einen Verein keine andere Fassung der Formel denkbar. Und doch ist sie bei näherem Zusehen so elastisch, dass sie nur in groben Fällen zu einer Entscheidung führt, in Fällen, wo die beiden Ausdrücke sich die Wage halten und keinerlei Gefühlswert besitzen, wie etwa bei *Kandidat* und *Bewerber*, *Adressat* und *Empfänger*. In der Mehrzahl der Fälle versagt die Formel, wenigstens bei jedem feiner Empfindenden; denn was heißt im einzelnen Fall „*gut ersetzbar*“? Was heißt bei Stilfragen „*entbehrlich*“? Von der Auslegung dieser Termini hängt alles ab.

Was haben wir für Kriterien, um die Entbehrlichkeit eines Wortes festzustellen? Das ist nichts weniger als einfach. Wir werden zunächst etwa sagen: entbehrlich ist ein Fremdwort dann, wenn das Ersatzwort sich wirklich *in jeder Hinsicht* mit ihm deckt, d. h. aber nicht nur in *begrifflicher* Hinsicht — wie viele Sprachreiniger meinen — sondern ebenso sehr in *affektischer* und in *stilistischer* Hinsicht. Nach diesen drei Gesichtspunkten mindestens wäre die Entbehrlichkeitsfrage zu prüfen. Denn man hat längst erkannt, dass der Wert eines Wortes nicht nur von seinem *Begriffsinhalt*, sondern meist auch von seinem *Gefühlswert* und — in künstlerischer Rede — von seiner *Stilwirkung* abhängt.

Vom begrifflichen Standpunkt scheinen *Universität* und *Hoch-*

¹⁾ Man hat hier, wie mir scheint, zu wenig beachtet, dass unzählige deutsche Wörter auf der letzten Silbe betont sind: Gebét, Verbót, Belég, Beweis, hervór; er wiederhólt, er übersétzt, gegenüber, obendreín. Dass hier zumeist ein deutsches Präfix vorliegt, wird vom Unbefangenen nicht empfunden. „Person“ und „Verbot“ sind rhythmisch durchaus gleichartig, es ist falsch, bei solchen Wörtern von einer „undeutschen Betonung“ zu sprechen. Undeutsch ist vielmehr die Endung: Natur, Remedur; Musik, Kritik, Politik etc.

schule identisch, somit das eine entbehrlich. Doch die „Hochschule“ kann auch eine technische, kommerzielle oder landwirtschaftliche sein. Kommt es mir also auf die Hochschule alten Stils an, so ist „Universität“ unentbehrlich. Ähnlich steht es mit *Student* und den schon gelegentlich gebrauchten Ersatzwörtern *Hochschüler* oder *Beflissener*. Ebenso mit *Pedell* und *Schuldiener*. Zum begrifflichen Unterschied kommt in diesen drei Fällen ein Gefühlsmoment: „Universität“, „Student“, „Pedell“ sind die vollgültigen, durch eine ehrwürdige Tradition sanktionierten Ausdrücke, die Ersatzwörter klingen modern, unhistorisch, banausisch.

Bei einem studentischen Anlass stand auf der Einladungskarte: *Der Kantus ist für die Aktiven obligatorisch*. Reichlich viel Fremdwörter, bemerkte mir ein Welscher. Gewiss, aber man denke sich diesen Satz deutsch: „Das Liederbuch ist für die ordentlichen Vereinsmitglieder vorgeschrieben“. Der gedankliche Inhalt wäre derselbe, aber ohne jeglichen studentischen Beigeschmack. Jeder Gesangverein vierter Güte könnte sich so ausdrücken. In der studentischen Fassung liegt Standesgefühl. Der Student will sich vom Philister unterscheiden. Er hat Latein gelernt. Seine Fremdwörter sind ihm nicht entbehrlich.

Durch die Aufnahme von Fremdwörtern gelangen im Deutschen Gefühlswerte zum Ausdruck, die andern Sprachen abgehen. Jeder fühlt den Unterschied von *Dichter* und *Poet*, *Unglück* und *Malheur*, *Vergnügen* und *Plaisir*. Mit richtigem Stilgefühl sagt Heine:

Himmlisch war's, wenn ich bezwang,
Meine sündige Begier;
Aber wenn's mir nicht gelang,
Hatt ich doch ein groß *Plaisir*.

Im französischen Wort liegt mehr kecke Leichtfertigkeit als im biedern Wort „Vergnügen“. Dahin gehört auch das *Amusement*, das ein Kino bietet im Gegensatz zum *Genuss*, den man im Theater sucht.

Wer solche Nuancen nicht fühlt, ist eben geistig stumpf. Für ihn mögen diese Fremdwörter entbehrlich sein. Mit feiner Ironie hält sich Gildemeister diese Sorte vom Leibe, wenn er sagt: „ich denke nicht schlecht von Leuten, welche keinen Abstand merken zwischen *kokett* und *gefallsüchtig*, *frivol* und *leichtfertig*, *galant* und *höflich* etc., aber ich frage nicht bei ihnen an, wenn ich er-

fahren will, was sich — im Punkte des guten Stils — geziemt“ (Essays 225).

Aber auch wo keine fassbare Schattierung vorliegt, dient das Fremdwort häufig zur Verstärkung: „er hatte ein kräftiges, *robustes* Aussehen“, „er ist ein hinterlistiger, *perfider* Kerl“; „er verfügt über ein *profundes* Wissen“, „sie hat *stupide* Augen“.

Thomas Mann schreibt in seinem Bändchen *Das Wunderkind* von einem verzagenden Dichter — gemeint ist Schiller — „Gut, es war also aus. Eine Niederlage. Ein verfehltes Unternehmen. *Bankerott*“ (S. 33). Welche Steigerung, welche Energie liegt hier im fremden Klang! Wie blass — und wie unzutreffend — wären hier die Ersatzwörter „Bankbruch“ oder gar „Zahlungseinstellung“! Aber auch abgesehen von jeglicher Nüancierung kommt das Fremdwort oft dem Bedürfnis nach Abwechslung zustatten. In derselben Novelle schreibt Th. Mann: „Er (Schiller) war aufgestanden, um sich ein wenig Distanz davon (vom *Wallenstein*) zu verschaffen, denn oft bewirkte die räumliche Entfernung vom Manuskript, dass man Übersicht gewann ... und Verfügungen zu treffen vermochte“ (S. 31).

Es fehlt dem Deutschen nicht an superlativischen Ausdrücken wie „gewaltig“, „außerordentlich“, „riesig“, „fabelhaft“, die alle ungefähr einen gleich hohen Grad bezeichnen. Aber wird nicht ein Redner froh sein, dazu noch mit *enorm* oder *kolossal* abwechseln zu können. „Die Preise sind *gewaltig* gestiegen, aber auch die Löhne sind *enorm* in die Höhe gegangen.“ Lassen wir der Sprache diesen harmlosen Luxus!

Genug der Beispiele. Wir sehen, legt man nicht bloß den schlechtweg begrifflichen Maßstab an, so ist im Grunde kein Fremdwort ganz überflüssig.

Abgesehen von ihrer Entbehrlichkeit sollen die Fremdwörter eine Reihe von eigentlichen Defekten haben. Sie sollen *unschön*, *unklar*, *unedel* sein. Durchgehen wir dieses Sündenregister.

„Wer Sprachgefühl hat“, sagt der Philologe Steiger, „muss zugeben, dass eine fremdwortfreie Sprache einfach *schöner* ist“ (S. 20) und in der *Rundschau des deutschschweiz. Sprachvereins* von 1912 heißt es: „Kein Zweifel, dass fremde Bestandteile die *Schönheit* der Rede beeinträchtigen“ (S. 39). Darnach wäre das Englische

wegen seines gewaltigen französischen Einschlags die hässlichste Sprache des Erdbodens! Derselbe Steiger setzt an den Kopf seiner Broschüre ein Sonnett von G. Keller, das vier Fremdwörter enthält (Tyrann, Pontifex, Dom, politisch). Warum hat Keller jene Weisheit nicht beachtet?

Andere Philologen urteilen anders. So Seiler: „Soldat“ und „Pirat“ hören wir lieber als „Söldner“ und „Seeräuber“, „Kavalkade“ und „Karneval“ klingen reizvoller als „Reitgesellschaft“ und „Fastnachtsfreude“... Solche Fremdwörter bringen in das eintönige Grau unserer Endungen volle Vokalfarben und einen sonoren Klang hinein. Sie wirken gleichsam wie Militärmusik und atmen kriegerischen Schwung“ (S. XIX). Sogar der Franzose anerkennt die ästhetische Wirkung fremdartiger Wörter: *il y a dans les mots exotiques et rares un charme, une musique spéciale*, sagt Albalat (*L'Art d'écrire*).

Gern beruft man sich auf die richtige Beobachtung, dass gewisse Stilgattungen wie Gebet, Predigt, Lyrik wenig Fremdwörter aufweisen, also, sagt man, je höher die Stilgattung, desto reiner die Sprache. Aber liegt hier nicht die Reinheit daran, dass Andacht und Lyrik Gebiete sind, die der wirklichen Welt mehr oder weniger entrückt sind, dass sie eine von Zeit und Raum losgelöste, einfache Gedankenwelt darstellen, die noch ohne Fremdwort auskommt? Zu wenig hat man sodann beachtet, dass durch eine gewaltsame Beseitigung der Fremdwörter in der Umgangssprache die Erhabenheit dieser Stilgattungen beeinträchtigt wird; denn dann bilden sie nicht mehr die Oase der Reinheit, als welche sie jetzt gelten, wo sie sich von der „unreinen Sprache der Niederungen“ kräftig abheben.

Mir scheint die Lehre von der Hässlichkeit der Fremdwörter ein unbeweisbares Dogma zu sein, das zu Propagandazwecken aufgestellt wurde, um das Fremdwort in Verruf zu bringen. Diese Lehre ist vorläufig ein *Postulat* der Sprachreiniger, das Fremdwort *soll* als hässlich empfunden werden, wir Sprachreiniger wollen das so haben. „Wille ist alles“, sagt Engel, wir brauchen nur die Masse richtig aufzupeitschen, so wird sie so empfinden, sagen die Sprachreiniger. Hier liegt der Kern der Frage: wollen wir dieser Suggestion nachgeben und mit Steiger „eine fremdwortfreie Sprache einfach schöner“ finden oder wollen wir ihr Widerstand leisten und jeden

deutschen Satz nach unserem *eigenen* Sprachgefühl, ohne besondere pedantische Einstellung auf die Fremdwörter beurteilen? Ich entscheide mich für das Letztere.

Nicht das Fremdwort an sich wirkt hässlich, nur dessen Häufung und ungeschickte Verwendung. Natürlich ist ein Satz zu beanstanden wie: „Die Arbeitsteilung reduziert den Arbeiter auf eine degradierende Funktion; dieser degradierenden Funktion entspricht eine depravierte Seele“ (Engel, *Sprich deutsch* 13), nur schon wegen der drei Verba auf *-ieren*. Aber können nicht auch mit echt deutschem Wortmaterial Stilungeheuer entstehen? Etwa: „Die Inangriffnahme der Wiederinstandsetzung der Bahn findet morgen statt,“ oder „Die Schriftleitung unserer Zeitung hat Verschiebung der Verhandlungen bis zur Feststellung der Bedingungen beschlossen“. Sündigen kann man nach wie vor! Und sollten die vorgeschlagenen Verdeutschungen sich alle durchsetzen, so würden wir mit einer Flut von Zusammensetzungen und monotonen Ableitungen auf *-ung* und *-heit* beglückt, gegen die eine neue Sprachbewegung einsetzen müsste.

Der zweite Vorwurf, der gegen die Fremdwörter erhoben wird, betrifft ihre *Vieldeutigkeit* und *Verschwommenheit*. Er ist ein beliebtes Werbemittel und nimmt beim laienhaften Sprachreiner die wunderlichsten Formulierungen an. So versteigt sich ein Postbeamter zu der Behauptung: „*Jedes* deutsche Wort sagt etwas Bestimmtes, während sich der Leser beim Fremdwort denken kann, was er will“ (*Schweiz. Postzeitung* 1914, 184). Natürlich sind viele Fremdwörter begrifflich unbestimmt. Aber der obige Vorwurf wäre erst dann berechtigt, wenn das Fremdwort im allgemeinen vieldeutiger und verschwommener wäre als das deutsche. Das ist nicht der Fall. Man darf nicht den Fremdwörtern Dinge in die Schuhe schieben, *die den Wörtern überhaupt anhaften*. Viele Sprachreiner reden wie Kinder von der Sprache!

Sprechen wir zuerst von der Vieldeutigkeit. Da wird *Regal* beanstandet, weil es bald ein Bücherbrett, bald ein Orgelregister, bald eine Schmauserei bezeichne. *Sancta simplicitas!* Da müsste ich auch *Blatt* auf den Index setzen, weil es bald einen Pflanzenbestandteil, bald ein Papier, bald eine Zeitung bedeutet! Damit haben wir uns längst abgefunden, dass die Mehrzahl der Wörter vieldeutig sind. Warum sollten es die Fremdwörter nicht sein dürfen?

Ein besonderer Fall von Vieldeutigkeit ist Verschwommenheit, wo die Bedeutungen nicht abgegrenzt werden können, wo sie ineinanderfließen. Viele Fremdwörter haben in der Tat diese Eigentümlichkeit, aber viele deutsche Wörter nicht minder. Wer wollte nachweisen, auf welcher Seite mehr Unklarheit liegt? ¹⁾

Gibt es ein unfassbareres Wort als *Wesen*? ²⁾ Und ist nicht das Urteil, das ich mit *flott* ausdrücke, gerade so undifferenziert wie dasjenige, das ich in das Wort *interessant* lege? „Flott“ heißt „prächtig“ (flotter Kerl), „packend“ (flotte Rede), „lustig-keck“ (flottes Mädel), „großartig“ (ein flottes Leben führen) etc. Wie unbestimmt ist der Begriffsinhalt von Wörtern wie „Verhältnis“, „Vorrichtung“, „Betrieb“ oder „Gewerbe“? Den Inbegriff der Verschwommenheit sehen die Sprachreiner in dem Wort *interessant*. Statt sich jedesmal klar zu werden, ob ein Vortrag anregend, unterhaltend, fesselnd, bedeutsam oder lehrreich war, nenne man ihn stumpfsinnigerweise „interessant“ und verzichte so aus Denkfaulheit auf feinere Unterscheidungen. Es liegt mir gewiss fern, Stumpfsinn und Denkfaulheit leugnen zu wollen, sie sind vorhanden, sei es als unverbesserliche Naturanlage, sei es als momentane Stimmung, aber, denkfaul, wie wir nun einmal alle sind, sollen wir deshalb zum Schweigen verdammt sein? Ist es nicht eine unerhörte Schulmeisterei, die uns bequeme Eselsbrücken vor der Nase wegrißt und unsern Geist in bestimmte Geleise spannen will? Im Gegenteil, ich finde es bewundernswert, dass die Sprache auch für Unbegabte und Denkfaule gesorgt hat. Und nicht nur für diese hat sie gesorgt. Wir können undifferenzierte Ausdrücke nicht entbehren. Wie soll ich denn z. B. fragen, wenn ich einen Vortrag nicht angehört habe? Wie anders als: „war er interessant?“ Denn, setz ich eines jener besondern Werturteile ein, etwa „spannend“, so beeinflusse ich den Gefragten in bestimmter Richtung, ich präjudiziere sein Urteil. Hier brauche ich durchaus einen neutralen, „nichtssagenden“ Ausdruck, der im Deutschen fehlt. Oder soll ich sagen: war der Vortrag „anteilerweckend“?!

¹⁾ Bei Kunstausdrücken entscheidet sich das Gutachten der Berliner Akademie (s. am Schluss) zu Gunsten des Fremdwortes, das hier, sagt sie, „eine weit präzisere sachliche Abgrenzung gestattet als deutsche Wörter, die ... nach allen Seiten Beziehungen des Gedankens und des Gefühls anknüpfen“.

²⁾ Vgl. er hat das Wesen des Christentums nicht erkannt, der Teufel treibt überall sein Wesen, sie macht zu viel Wesens von sich.

Bekanntlich dient die Sprache auch dazu, die Gedanken zu verbergen. Ich habe das Unglück, als Präsident einen Vortrag verdanken zu müssen, der weder anregend noch bedeutsam noch lehrreich war. Man konnte ihn gerade noch leidlich interessant finden. Ehrlicherwise darf ich keines der Ersatzwörter brauchen. Wie froh bin ich über den vagen Ausdruck, der mich aus der peinlichen Situation rettet. Erdmann hat Recht, Unklarheit ist der schlechteste Grund gegen die Fremdwörter. „Fort mit den Fremdwörtern, weil sie vieldeutig sind,“ heißt so viel als „fort mit ihnen, weil sie Wörter sind.“

Nicht besser steht es mit dem dritten Defekt, dem unedeln Nebensinn, der ihnen oft anhaftet. Die Tatsache ist unleugbar. *Noble Passionen* sind oberflächlicher als „edle Leidenschaften“. *Effekt* ist äußerlicher als „Wirkung“, *Nekrolog* kühler als „Nachruf“. Aber einmal kommen solche Abstufungen auch innerhalb des Deutschen vor: „Einfalt“ ist Schlichtheit mit etwas Dummheit gepaart; „empfindlich“ ist übertrieben feinfühlig etc. Und dann müssen wir doch froh sein über jeden differenzierenden Ausdruck. Die Welt der Eindrücke ist so mannigfaltig, dass die Sprache immer hinter dem Ausdrucksbedürfnis zurückbleibt. Statt sie gewaltsam zu kastrieren, müssen wir sie vielmehr gewähren lassen. Oder glaubt jemand, dass durch ein Verbot der unedlen Ausdrücke das Unedle an sich könne aus der Welt geschafft werden? Wohl aber dient das Fremdwort oft zur Milderung im Ausdruck: *illegitim* ist schonender als „unehelich“, *Pubertät* ist diskreter als „Geschlechtsreife“, *Prostitution* ist dezenter als „Hurerei“. Damit sind noch nicht alle Diskreditierungsversuche erwähnt. — Manches wäre zu sagen über die *Motive*, welche zum Gebrauch der Fremdwörter geführt haben sollen. Der waschechte „Entwelscher“ wittert überall Vornehmtuerei, Prahlucht, Protzenthum, Eitelkeit. Engel erklärt z. B. das Aufkommen des „entsetzlichen“ Wortes *Offensive* aus dem Bedürfnis, den Mund voll zu nehmen. „In meinem Hause, berichtet er, wurde dem Schwindel mit der *Offensive* dadurch ein Ende gesetzt, dass wir sie nie anders als *Ofenseife* nannten.“¹⁾ Ob er da nicht seine Landsleute unnötig verunglimpft? „Offensive“ ist ein alter, kriegstechnischer Ausdruck, der gegenüber „Angriffsver-

¹⁾ *Sprich Deutsch* (144). Beiläufig gesagt, welch interessanter Einblick in die Mentalität, nein in die „Hirnverfassung“ der Familie Engel!

fahren“ den Vorteil der Kürze und der Prägnanz hat und zudem den Gegensatz zu „Defensive“ besser zur Geltung bringt. Jeder Truppenoffizier kann zum „Angriff“ übergehen, nur die oberste Kriegsführung beschließt eine „Offensive“.

Im Gebrauch großer kunsthistorischer Ausdrücke wie *Quattrocento*, *Bambino*, *Putten* sehen Engel und andere lauter Vornehmerei und gelehrte Eitelkeit. Grobe Unterschiebung! Fühlt Engel nicht, wie unbestimmt und inhaltsleer die entsprechenden deutschen Wörter „15^{tes} Jahrhundert“, „Jesuskind“, „Kinderfiguren“ klingen! Gerade das Wesentliche, die Beziehung auf die italienische Kunst, fehlt ihnen. Und warum hat Philippe Monnier sein Werk über das Quattrocento nicht *Le 15^{ième} siècle* genannt? Wird man J. Burckhardt der Vornehmerei bezichtigen wollen, weil er folgendes schreibt: „Die Via Nazionale (in Rom) ist glücklich bis zum Fuß des Quirinals hingeführt, aber keine zwei Menschen sind darüber einig, wie man nun weiter bauen soll! . . . Gottloserweise finde ich hierin etwas Symbolisches für das ganze *regno*. (*Drei Briefe J. B.'s aus Rom* 1875, S. 15.)

Er wählte ohne Zweifel *regno* statt „Königreich Italien“ aus Bedürfnis nach prägnanter Kürze und zum Zweck der Gefühlsbetonung. Was er gegen diese noch junge, unerfahrene Regierung auf dem Herzen hat, schwingt in dem Wort *regno* mit.

Bis jetzt haben wir vorwiegend von Fremdwörtern gesprochen, die literarisch Verwendung finden, und die wir aus Stilgründen gegen mechanischen Ersatz in Schutz nehmen mussten. Weniger gefährlich ist die Sprachreinigung bei *unliterarischen* Fremdwörtern, besonders bei technischen Ausdrücken im weitesten Sinn. So ist es stilistisch unanfechtbar, in einem Examenreglement die Ausdrücke *Examen*, *Examinator*, *Kandidat* durch „Prüfung“, „Prüfender“, „Bewerber“ zu ersetzen, oder im Geschäftsverkehr den *Agenten* „Vertreter“, das *Kuvert* „Umschlag“, die *Nota* „Rechnung“ zu nennen. Hier halten sich die beiden Ausdrücke ungefähr das Gleichgewicht. Das ist schon nicht mehr der Fall bei *Annonce* und *Anzeige*. *Annonce* hat den Vorteil, dass es sich immer auf eine Zeitung bezieht. Wie verschwommen und künstlich klingt z. B. „Anzeigenannahme“ gegen „Annoncenbureau“! Damit kommen wir zur heiklen Frage der *systematischen* Verdeutschung.

Es ist ja zweifellos richtig, dass zu allen Zeiten glückliche

Verdeutschungen vorgekommen sind. Sehr alt sind „bekehren“ (*convertere*) und „einverleiben“ (*incorporare*); aus späterer Zeit stammen „Gemeinplatz“ (*locus communis*), „Zerrbild“ (*Karikatur*), „Dichtkunst“ (*Poesie*), „Abhandlung“ (*Traktat*), „Lustspiel“ (*Komödie*) etc., aber zu wenig hat man beachtet, dass in den meisten Fällen das Ziel des Verdeutschers *nicht* erreicht wurde, er wollte das Fremdwort verdrängen, es ist aber *neben* der Verdeutschung im Gebrauch geblieben. Die Sprache ist lediglich *bereichert*, nicht *gereinigt* worden. Aus diesen viel zitierten Verdeutschungen von Campe, Zesen, Jahn etc. geht nur hervor, dass aus der großen Masse von Neubildungen immer einige sich durchsetzen. Die heute so heftig betriebene Verdeutschungsarbeit wird also sicher nicht ganz vergebens sein. *Semper aliquid haeret*. Je kürzer und einfacher das Ersatzwort, desto mehr Aussicht hat es, durchzudringen. Viele Verdeutschungen leiden aber an Schwerfälligkeit, so: Truppenstandort (Quartier), Handlungsgehilfe (Kommis), Zweigniederlassung (Filiale), Überführung in den Ruhegehalt (Pensionierung), Bargeldpaket (Group), Unanbringliche Gegenstände (Rebuts, bei Postsachen), Uhrzeigerdroschke oder gar Fahrpreisanzeigerdroschke (Taxi).

Nicht selten sind Geschmacklosigkeiten wie *verstakten* für „skandieren“ oder *morgenländern* für „orientieren“ (beide von Engel)!

Eine andere Gefahr für den prinzipiellen Fremdwortgegner besteht in der mechanischen Anwendung der Ersatzwörter. So bringt es Engel fertig, von der Sixtinischen *Jungfrau* zu sprechen, und Seiler berichtet von Studentenverbindungen, die nicht mehr singen:

Das Heil, das uns kein Teufel raubt
Und kein *Tyrannentrug* uns kürzet;

sondern:

Und „Zwingherrntrug“ uns nie verkürzt.¹⁾

¹⁾ Wie plump selbst Philologen vorgehen können, zeigt folgendes Erlebnis. In einem Artikel für die *Zeitschrift für deutsche Mundarten* (1918, 85) hatte ich den Satz geschrieben: „Der Rezensent beruft sich auf eine von ihm *konstruierte* Uneinigkeit der Berichterstatter“. Daraufhin bittet mich der Redaktor der Zeitschrift, die dem Allgemeinen deutschen Sprachverein angegliedert ist, „konstruiert“ abzuändern in „gebildet“, was durchaus sprachwidrig ist und wodurch gerade das Willkürliche, Unzulässige, das in „konstruiert“ liegt, verloren geht. Welches Unheil werden erst Nicht-Philologen mit den Verdeutschungswörterbüchern anrichten!

Es haftet der Bewegung etwas Aufdringliches, Zwängerisches, Gewalttätiges an. Einer will den andern an Eifer und Empörung überbieten. Man kann es nicht erwarten, bis das Unkraut ausgejätet ist.

Wie soll sich nun die Schweiz dazu verhalten? Im allgemeinen beziehen wir ja unsere schriftlichen Normen aus Deutschland, wir leisten uns aber — ganz abgesehen von den Fremdwörtern — eine stattliche Reihe von Abweichungen: wir nennen den Briefkasten „Briefeinwurf“ und den Briefboten „Briefträger“, wir bilden die Verbalsubstantiva „Hinschied“ (wie Unterschied), „Unterbruch“, ostschweiz. „Pfarreinsatz“; der Berner nennt den Anwalt „Fürsprech“, ebenso gebildet sind „Dachdeck“ und „Beck“ (Bäcker). Mit den Schwaben teilen wir „Abdankung“ für Leichenrede und kennen noch „Weibel“ für Gerichtsdienner. Für Tasche sagen wir „Sack“ und sprechen von „Sackmesser“ und „Hosensack“, usw.

Solche Sonderausdrücke zeigen, dass wir uns nicht ohne weiteres dem reichsdeutschen Usus fügen.

Deutschland ist von „Billet“ zu *Fahrkarte* und von „Konduktör“ zu *Schaffner* übergegangen, wir haben diese Änderungen nicht für nötig gefunden. Bis 1904 gab es überhaupt keine organisierte Bewegung gegen die Fremdwörter. Erst der „Deutschschweiz. Sprachverein“ hat sie ins Leben gerufen. Mir scheint sie recht überflüssig und unangebracht.

Denn, wie wir gesehen haben, ist die Fremdwörterbewegung von einem patriotischen Eifer getragen, der sie handgreiflich als eine reichsdeutsche Angelegenheit kennzeichnet. In Deutschland und Österreich versprach man sich von der Bewegung eine Stärkung des nationalen Empfindens. Vom schweizerischen Standpunkt aus haben wir keine Veranlassung, die Fremdwörter auszumerzen. Jenseits des Rheins haftet ihnen das Odium eines ausländischen Imports an, *bei uns nicht*; dort sind undeutsch und unnational gleichbedeutend, *in der Schweiz nicht*.

Wir mögen stilistische Gründe gegen dieses oder jenes Fremdwort haben, aber es scheint mir widersinnig, eine Bewegung zu fördern, die ihre Impulse vorwiegend deutschnationalen Gefühlen verdankt und deutschnationale Ziele verfolgt. Es gilt auf der Hut zu sein; wir dürfen die Fremdwörterbewegung nicht gedankenlos wie

eine Mode mitmachen. So gut wie die Österreicher müssen wir Schweizer unsere sprachliche Eigenart wahren. Und dazu gehört unser *anders geartetes Verhältnis zum Fremdwort*. Unser Sprachgefühl, von der Mundart bedingt, ist anders eingestellt, besonders dem französischen Fremdwort gegenüber, einmal weil die schweizerdeutschen Mundarten von solchen durchsetzt sind, dann aber auch, weil sich durch den häufigen Verkehr mit Welschen unser Ohr an den fremden Klang gewöhnt hat. Eine Abschwächung des deutschen Sprachgefühls ist deshalb nicht zu befürchten. Warum soll es nicht schweizerisch orientiert sein dürfen? Warum sollen wir nicht sprachlich etwas konservativer bleiben?

Ein letzter Punkt. Bei einer Reihe von Ausdrücken des öffentlichen Lebens liegt es nahe, zugunsten des Fremdwortes auf die Vorteile hinzuweisen, welche die *Einheitlichkeit* des Ausdrucks in allen drei Sprachgebieten mit sich bringt, also Fälle wie *Telephon* und *Telegraph*, *Billet* und *Kondukteur*, *Taxe*, *Tarif*, *Distanz*, *Transport*, *Abonnement*, *Redaktion* und *Administration*, *Motion* und *Petition*, *Präsident* und *Advokat* usw. Manche sind nur deutsch und französisch: *Armee*, *Adresse*, *Hôtel*, *Portier*. Es ist zu bedauern, dass das schweiz. Zivilgesetzbuch von 1907 kein *Testament* und keine *Hypothek* mehr kennt, sondern die schwerfälligen Ersatzausdrücke „letztwillige Verfügung“ und „Grundpfandverschreibung“ eingeführt hat. Manche Bundesorgane verdeutschen in ihren Berichten eigenmächtig gesetzlich festgelegte Fremdwörter wie *Expropriation* (Enteignung), oder *denaturierter Sprit* (Vergällung), wogegen seinerzeit Prof. Paul Speiser im Nationalrat mit Recht protestiert hat. Es hat keinen Sinn, nur einer puristischen Marotte zulieb, von der bestehenden und gut eingebürgerten Einheitlichkeit im Ausdruck abzuweichen. Bei Erörterungen im Schoß einer sprachlich gemischten Kommission z. B. bildet der einheitliche Ausdruck (Konzession statt Verleihung) unzweifelhaft einen Schutz gegen Missverständnisse. Dazu kommt, dass solche allgemein schweizerische Ausdrücke entschieden sowohl Deutschen wie Welschen die Erlernung der fremden Sprache erleichtern, allerdings darf man den Vorteil nicht allzu hoch anschlagen; denn ihre Zahl ist nicht groß; auch würden wir bei den Welschen keinen sonderlichen Dank ernten, wenn wir ihretwegen das Fremdwort beibehielten. Aber ebenso wenig sollten wir ein Fremdwort aufgeben, nur weil es

wie *Perron, Coupé, Couvert* den Welschen missfallen könnte. Eine schweizerische Nationalsprache bleibt eine Utopie. Aber keine geringere Utopie ist die Reinheit der deutschen Sprache, die man uns im Namen des Deutschtums predigt.

Wir glauben gezeigt zu haben, dass das Fremdwort als solches die Ausrottung nicht verdient, die man ihm zgedacht hat.

Ein glücklicher Zufall will es, dass im Jahre des Unheils 1917 (6. Dezember) dem Fremdwort von berufenster Seite eine Ehrenrettung zuteil wurde, die bei der damals noch andauernden Verhetzung der Völker besonders wertvoll erscheint. „Die Berliner Akademie der Wissenschaften“ schreibt in einem Gutachten an das Kultusministerium über das Verdeutschungsproblem: „Fremdwörter sind aber nicht ein für allemal zu verwerfen. Sie sind wichtige Zeugnisse des Kulturlebens eines Volkes, Denkmäler seiner Bildungsgeschichte, seiner Berührung mit andern Völkern, von denen es wertvollen geistigen und technischen Gewinn empfangen hat. Fremdwörterreichtum ist geradezu das Kennzeichen einer entwickelten Kultursprache, er bedeutet eine unentbehrliche Bereicherung und selbst Verfeinerung ihrer Ausdrucksmittel“.1)

Sollen wir zum Schluss unsern Standpunkt zusammenfassend darstellen, so können wir etwa sagen:

Etwas anderes ist die praktische Fremdwortfrage, vor die jeder deutsch Schreibende von jeher gestellt wurde, etwas anderes die moderne Fremdwortbewegung, die wir als einen gewaltsamen und plumpen Eingriff in geschichtlich Gewordenes ablehnen. Muss man auch anerkennen, dass sie die Aufmerksamkeit weitester Kreise auf die Pflege eines guten Stils gelenkt und in unablässigem Bemühen die Sprache um manche glückliche Bildung bereichert hat, so ist zu bedauern, dass sie die Erziehung zu gutem Stil in einseitiger und mechanischer Weise betreibt, und dass der löblichen Bereicherung eine unleugbare Verarmung an Ausdrucksmitteln gegenüber steht.

In praktischer Hinsicht gilt für uns der Grundsatz: steht man vor der Wahl des passenden Ausdrucks, so *halte man es mit den Fremdwörtern nicht anders als mit den deutschen Ausdrücken*, d. h. man treffe seine Wahl *rein stilistisch*, man befrage sein eigenes Sprachgefühl, unbekümmert um die Zuflüsterungen von Sprach-

¹⁾ Vgl. *Zeitschrift des Allg. deutschen Sprachvereins* (33, 98 ff.), in der nur Stimmen der Entrüstung zu Worte kommen (Sp. 138, 172 etc.).

vereinen und Verdeutschungswörterbüchern. Was gut ist, wird sich von selbst durchsetzen. Der Stil ist eine zarte Pflanze, die im Sturmwind nicht gedeiht. Dadurch ergibt sich von selbst, dass wir Fremdwörter nicht ohne Not gebrauchen und deren Häufung vermeiden sollen.

Der sprachwissenschaftlichen Betrachtung geben die Erfolge der Fremdwörterbewegung viel zu denken. Es gab eine Zeit, wo man die Sprache als einen selbständigen, aus sich heraus tätigen Organismus betrachtete. Im Namen dieser Auffassung bekämpfte z. B. Otto Schröder die Bewegung, indem er sagt: „Nichts Lebendiges wird gemacht. Wir können jäten, pflanzen, wässern, wir können das Werden einleiten, erzwingen können wir nichts. Vollends das Werden der Sprache, das pflanzt der Genius selbst des Volkes und derer, denen es gegeben ward zu sagen, was sie leiden.“¹⁾

Die gleiche Anschauung spiegelt sich bei C. A. Loosli wieder, wenn er etwas derb gegen den Sprachverein polemisierend sagt: „Blühen und Welken der Sprache ist nicht vom Willen ihrer Pfaffen, sondern vom Tau des Himmels und vom Nährsaft der heimischen Erde abhängig. Nicht Menschen schaffen und zerstören Sprachen, sondern Verhältnisse und Lebensbedingungen.“²⁾

Wir teilen heute diese Auffassung vom geheimnisvollen, naturhaften Walten des Sprachgeistes nicht mehr. Die Sprache ist uns ein Kulturprodukt und als solches nicht unabhängig vom Willen des Einzelnen. Wille ist nicht alles, wie Engel meint, aber jede Neuerung, zumal im Wortschatz, geht von einzelnen, meist anonymen Individuen aus. Das sprachwissenschaftliche Novum, das die deutsche Fremdwörterbewegung darstellt, besteht darin, dass hier zahlreiche Persönlichkeiten — berufener und unberufener Art — mit allen Mitteln einer modernen Propaganda den Sprachusus in neue Bahnen zu lenken versuchen. Es steht zu hoffen, dass diese Bewegung in der Schweiz, wenn sie einmal als das erkannt wird, was sie ist: ein ausländischer Import, an dem nüchternen Sinn, der uns eigen ist, einen immer zäheren Widerstand finden werde.

BASEL

E. TAPPOLET

¹⁾ *Preußische Jahrbücher*, 1889,² 580.

²⁾ *Wissen und Leben*, 6 (1910), 44.

